

# Bindestrich-Kultur

## Ein Bericht über zwei hochschulpolitische Podiumsdiskussionen

**FELIX GRIGAT | Podiumsdiskussionen gehören zum Repertoire hochschulpolitischer Veranstaltungen. Auf dem 58. DHV-Tag in Stuttgart ging es um den wissenschaftlichen Nachwuchs unter den Aspekten „Zu viel Risiko, zu wenig Sicherheit?“ und „Alma Mater oder Arbeitsplatz?“**

**A**n Universitäten geht es nicht allein um das Wissen, wie man ein Lächeln auf das Gesicht seines Professors zaubert. Erfolg muss in noch anderer Form identifiziert werden können, von einem selbst und von anderen. Man muss sich also auszeichnen und vor anderen bevorzugt werden können. Geschieht das häufiger, entsteht Reputation, die aber nicht zwangsläufig sichere Karriereperspektiven zur Folge hat. Das, was Max Weber noch dramatisch als „Hazard“ der akademischen Karriere beschrieb, wird heute soziologisch kühl

**»Wissenschaft ist Beruf, Berufung, ist das Leben.«**

„Selektion“ benannt. Der Göttinger Soziologe Matthias König, Sprecher des Vorstandes der Jungen Akademie, stellte zu Beginn einer Podiumsdiskussion auf dem 58. DHV-Tag in Stuttgart zum Thema „Abenteuer Wissenschaft: Wissenschaftliche Karriere in Deutschland – zu viel Risiko, zu wenig Sicherheit?“ die richtigen Fragen: Wie soll Selektion gestaltet werden? Welche Auswahlprozeduren sind sinnvoll? Darauf wurde häufig mit Begriffen wie „Kultur“, „Klima“ oder „Mentalität“ geantwortet, die zwar als Defizitphänomene benannt, aber leider nicht grundsätzlich bedacht wurden. Sie kamen nur in Genitiv- oder Bindestrich-Verbindungen wie „Berufungs-Kultur“, „Betreuungs-Kultur“ vor.

So plädierte Andreas Voßkuhle, designierter Rektor der Universität Freiburg, für eine Kultur der Differenzierung, die den Anforderungen der verschiedenen Fächer und ihres wissenschaftlichen Nachwuchses gerecht werden könne. Es gehe um eine Verteidi-

gung der Vielfalt gegen planwirtschaftliches Denken. Man müsse stärker in Optionen denken und stets konkret fragen, ob eine Juniorprofessur, das Emmy Noether-Programm oder eine Lebenszeitprofessur die richtigen Instrumente seien. Voßkuhle regte auch eine Begleitungs-Kultur für Nachwuchswissenschaftler an bis hin zu Patenschaften. Es gebe einen Kampf um die besten Köpfe, aber es müsste auch der beste Nachwuchs zu den besten Köpfen „gemacht“

werden. Junge Menschen seien bereit, Risiken auf sich zu nehmen, wenn

sie wüssten, dass sich dies lohne.

Dazu beitragen könnten nach der Überzeugung von Matthias König organisatorische Selbstständigkeit für Nachwuchswissenschaftler, transparente und zügige Berufungsverfahren sowie die Vereinbarkeit von Karriere und Familie. Dabei müsse man wachsam sein, dass die vielfach geforderten Lehrprofessuren nicht überwiegend mit Frauen besetzt würden, die auf diesem Wege aus der Forschung gedrängt werden könnten. Als Leitideen für den Beruf des Wissenschaftlers nannte König Freiräume und langfristige Perspektiven eigenen Denkens. Er kritisierte die Einschränkung von Freiheit durch die gegenwärtig grassierende „Evaluitis“.

Hier hakte Juniorprofessor Guido Fischer, Vorstand des Fördervereins Juniorprofessur e.V., ein und bemängelte die hohe Dichte von Evaluationen im Verlauf einer Juniorprofessur. Und „zügige Berufungsverfahren“? Bei drei Bewerbungen auf Ausschreibungen habe

er im Laufe eines Jahres außer Eingangsbestätigungen nichts mehr gehört.

In der folgenden Podiumsdiskussion „Alma Mater oder Arbeitsplatz – das Universitätsverständnis im Spiegel der Generationen“ meldete sich der scheidende Geschäftsführer des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE), Detlef Müller-Böling, mit einigen kritischen Anmerkungen zur Humboldt’schen Universitätskonzeption zu Wort. So habe Humboldt sein System nur für wenige Disziplinen konzipiert. Auch gelte sein Konzept der „Einsamkeit“ des Forschers für heutiges naturwissenschaftliches Arbeiten nicht mehr. Dazu komme, dass die Einheit von Forschung und Lehre für die Institution, nicht die Wissenschaftler gelten müsse. Der lehrende Wissenschaftler müsse nicht immer selbst auch Forscher sein. Es reiche aus, wenn er einmal begriffen habe, wie Forschung funktioniere. Auf diese Kritik hätte man gerne ein fundiertes „sed contra“ gehört, was leider ausblieb. Auch bestimmte Müller-Böling die Universitäten als „Orte der Wahrheitssuche für die Gesellschaft“. Würden sie dem entsprechen, werde die Gesellschaft sie auch finanzieren. Karl Marx hätte an dieser Bestimmung, an der niemand Anstoß nahm, seine Freude gehabt.

Jennifer Niessner, Nachwuchswissenschaftlerin und Ingenieurin, brach eine Lanze für die „Passion für die Wissenschaft“. Ihr sekundierte Birgit Liss, Professorin an der Universität Ulm: „Wissenschaft ist Beruf, Berufung, ist das Leben.“ Deshalb müsse die Universität deutlich mehr sein als ein Arbeitgeber, es müsse mehr geboten werden als reine Dienstleistung. Oft reichten schon kleine Gesten, ein Nachfragen bei den Kollegen aus. Ulrich Schollwöck, Physiker von der RWTH Aachen, sagte, die Universität müsse wieder „emotionalisiert“ werden. Studenten an deutschen Universitäten erlebten sich oft bestenfalls als Übungsgruppen.

Die Podiumsteilnehmer sagten viel Bedenkenswertes vor dem Hintergrund einer atemlos getriebenen Universität, gejagt von dem ständigen Suchen nach Korrekturen von Mängeln, die sich immer in genügender Zahl finden werden. Wohin wird sie getrieben? Kann man dem „Universitätsapparat“ mit Bindestrichkulturen eine Seele einhauchen, nachdem man jahrzehntelang daran gearbeitet hat, ihm diese auszutreiben? Diese Fragen können keine Podiumsdiskussionen lösen.